

Wirklichkeit oder der Sinn des menschlichen Lebens

Die Frage nach der Wirklichkeit ist die eigentlich grundlegendste des philosophischen Denkens der Menschen. Ebenso wie alles Bemühen um wahre Dichtung darauf gerichtet ist die Wirklichkeit darzustellen.

Die Antworten, was Wirklichkeit für den Menschen ist, stehen zudem im unmittelbaren Zusammenhang mit den Einsichten nach dem Sinn des menschlichen Lebens.

An dieser Stelle werde ich in den kommenden Monaten verschiedene Beiträge mit dem Ziel einer Annäherung an die Wirklichkeit vorstellen. Diese werden sich in Umfang und in der perspektivischen Sichtweise auf das Thema voneinander unterscheiden.

Da es sich mit der Wirklichkeit um die alles umfassende Dimension des menschlichen Existierens handelt, ist es ratsam, sich die Frage, was Wirklichkeit ist, aus unterschiedlichen Blickrichtungen zu stellen.

Heute geht es um:

Ich – Du – Wir

Wenn bisher erfaßt ist, daß die menschliche Wirklichkeit die immergegenwärtige Bewegung im Aufschluß des Wahrnehmungsgegensatzes von Mensch und Welt ist, so ist jetzt zu ermitteln, wie der Mensch zu einer derartigen Erfahrung von Wirklichkeit kommt.

Die menschliche Wirklichkeit tritt für ihn, wie bereits dargelegt, durch Bedeutungen hervor. Bedeutungen sind die Ergebnisse des wechselseitig bedingenden Verhältnisses zwischen Menschen und ihrer Welt oder zwischen Erlebenden und ihren Erlebnissen, also der Bewegung innerhalb der Gegensatzseiten. Die Bewegung läßt die Gegensatzseiten entstehen, aber ohne die Gegensatzseiten würde es die Bewegung ebensowenig geben. Das heißt, Mensch und Welt, sowie die Bedeutungen, die zwischen ihnen beiden entstehen, sind ein Verhältnis des sich gegenseitigen Hervorbringens.

Doch ist dies eigentlich schon die zweite Art von Bedeutungserlangung vor der ersten Art. Das Vergessen der ersten führt meist zur Auffassung, daß die bedeutungsvolle Welt die scheinbar feststehende Außenwelt ist, von der der Mensch sich unterscheiden und deswegen trennen kann.

Ursprünglich entstehen Bedeutungen jedoch im zwischenmenschlichen Austausch. Bedeutungen erwachsen demnach nicht in erster Linie aus der Beziehung zwischen einem Einzelnen und seinen von ihm bereits festgehaltenen Gegenständen, vielmehr entwickeln sich diese zuerst im menschlichen Gespräch. Eine Blume ist für die Menschen nicht eine Blume,

weil sie unabhängig von ihnen eine solche wäre, sondern weil sich die Menschen als Gemeinschaft darauf geeinigt haben, dieses Gebilde, dessen bestimmbare Anschaulichkeit und Eigenschaften sie gemeinsam im Gespräch ermitteln konnten, mit dem Wort „Blume“ zu benennen. Dies ist keineswegs ein so willkürlicher Akt, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag, schließlich bildet sich die Bezeichnung in einem Unterscheidungsverfahren gegenüber anderen Gebilden heraus, die dann im Unterschied zur Blume zum Beispiel Baum, Strauch, Haus, Straße usw. genannt werden. Die Benennung selbst kann dabei durchaus variieren, was ja die Ausbildung verschiedener Sprachen beweist. Jedoch die zu erfahrenden Unterschiede sind ähnlich und gleichen sich zudem im menschlichen Erfahrungsaustausch an. Aus diesem Grund ist es möglich, Gebilde von einer Sprachenbenennung in eine andere zumindest näherungsweise zu übertragen bzw. zu übersetzen.

Eine solche Übereinkunft wird nicht allein in den Bereichen erzielt, in denen Gegenstände eingegrenzt und somit festgesetzt werden können, sondern auch bei uneindeutigerem Erleben von Geschehnissen. Auch letzteres wird zur Erfahrung, wenn sich die Menschen derartige Ereignisse als Erlebtes gegenseitig berichten können. Der Einzelne muß also ein Ereignis beschreiben, das die anderen Menschen entweder in ähnlicher Weise mit ihm zusammen erlebt haben, und so bestätigen, oder sie stimmen ihm zu, weil sie in der Vergangenheit so etwas schon einmal in vergleichbarer Form erlebt bzw. wahrgenommen haben.

Das klingt freilich sehr theoretisch, weil es im alltäglichen Miteinander selten vorkommt, daß ein Mensch bemerkt, daß er erst Klarheit über ein Geschehen bekommt, weil ihm ein anderer dieses auf Grund eigener Erlebnisse bestätigt. Doch haben viele Menschen schon derartige Erfahrungen machen können, insbesondere, wenn sie sehr vielschichtige Ereignisfolgen erfassen wollen. Dann kommt es mitunter vor, daß ihnen die Zusammenhänge erst richtig klar werden, wenn sie versuchen, diese einem anderen Menschen zu erklären. Schon das bloße Zuhören des Anderen kann dabei im Erzählenden ein sich bestätigendes Selbstgespräch auslösen. In solchen Fällen kommt die ursprüngliche Konstellation, die aus Erlebnissen Erfahrungen werden lassen, wieder zum Vorschein.

Daß Erfahrungen erst im menschlichen Austausch zu solchen werden, ist im Alltag deswegen kaum zu bemerken, weil der Mensch meist in Situationen kommt, die schnell und problemlos mit bisher gemachten persönlichen Erlebnissen zu verknüpfen sind. Jedoch beruhen diese auch schon auf Gestaltungsformen, die der Einzelne zu einem früheren Zeitpunkt im Gesprächsaustausch mit seiner Gemeinschaft gemacht hat.

Das für den Menschen vordringlichste Bedürfnis im Erfassen eines Augenblickes ist, Orientierung in ihm zu gewinnen. Aus diesem Grund ist

das Bestreben im dabei stattfindenden Austausch mit den anderen Menschen vorhanden, Übereinkünfte zwischen den verschiedenen individuellen Erlebnissen zu erzielen. Die gemeinschaftlichen Feststellungen bekommen so Allgemeingültigkeit. Sie gelten dann nicht nur in der Gegenwart, sondern ebenso für die aktuell wahrgenommene Vergangenheit wie vorausschauend für die Zukunft.

Eine Gewißheit, daß das Resultat des gegenseitigen menschlichen Austausches eigentlich schon vorher seine Gültigkeit gehabt haben muß, entsteht, wenn sich allgemeine Übereinkünfte in den folgenden Augenblicken ohne deutlich bemerkbare Unterschiede neuerlich herstellen lassen. Mit der Wiederholung ist der zuerst erlangte Austauschbefund ein Vergangenes, der mit der Feststellung seiner Wiederholbarkeit zur Einsicht führt, daß er eigentlich zu jedem ehemals stattfindenden Zeitpunkt hätte entstehen können, wenn die entsprechenden Voraussetzungen zur Übereinkunft über ein bestimmtes Erlebnis vorhanden gewesen wären. Aus dieser Erkenntnis für die Vergangenheit erwächst die Zuversicht, daß sich auch zukünftig ein ähnliches Resultat einstellen wird, wenn sich die dafür ermittelten Umstände einstellen.

Wenn nun also der Einzelne in seiner aktuellen Situation mit den anderen Menschen eine allen verständliche Feststellung macht, so ist diese, wie gerade schon anklang, nie isoliert für sich, als hätte sie mit dem gegenwärtigen Kenntnisstand der Menschengemeinschaft und ihrem überlieferten Wissen nichts zu tun. Eine solche Unabhängigkeit gibt es bei keinem Gedanken, vielmehr fußen sie immer auf dem gesamten vorhandenen Erfahrungsbestand der sich Austauschenden. Dieser ist gewachsen aus dem Wissen der vorlaufenden Generationen von Denkenden. Ihre gewonnenen Ergebnisse führen schließlich zu dem gerade vorherrschenden Moment geistigen Austausches. Jeder Schritt in diesem geschichtlichen Werdegang ist dabei von dem Bestreben eines Festmachens der Gedanken bestimmt. Und das Resultat davon bildet im weiteren Fortgang die Grundlage für neue Feststellungen, die die älteren Denkergebnisse entweder bestätigen, erweitern oder ablösen.

Wenn demgemäß ein Kind zu denken beginnt, indem es sich mit seinem unmittelbaren Personenkreis - Mutter, Vater, Geschwister, Spielkameraden usw. - austauscht, dann lernt es nicht etwas für die Menschen so noch nicht Dagewesenes, sondern es bekommt Mitteilungen auf der Basis des Erfahrungswissens seiner Austauschpartner. Mit deren Hilfe erzeugt es sich eine eigene Erfahrungswelt, und zwar entsprechend seines vorherrschenden Erfassungsvermögens. Hier zeigt sich, daß sowohl der individuelle Charakter des kindlichen Aufnehmens als auch das geistige Niveau des Umfeldes das Ergebnis der Entwicklungen des Kindes bestimmt. Es ist darüber hinaus ein

neuerlicher Erweis des Abhängigkeitsverhältnisses des Individuums von allem Außerpersönlichen. Die Persönlichkeit kann sich nicht aus sich selbst heraus entwickeln, sie benötigt die Wirkungen der Anderen, um sich an ihnen sowohl herauszubilden als auch zugleich zu formen.

Und diese Anderen sind ebensowenig als Vorhandenes da, über das das Individuum zu jeder Zeit in gleicher Weise verfügen könnte, sondern auch die Mitmenschen unterliegen ständigen Veränderungen. Die unaufhörlichen Wandlungen vollziehen sich also auf beiden Seiten des gedanklichen Austausches. Somit ist die Persönlichkeit in ihrem Lernprozeß an die augenblicklich vorherrschende geistige Situation gebunden. Das sich dabei ausbildende individuelle Vermögen ist aus diesem Grund weder ein beliebig Entstehendes noch ist es etwas Gegebenes, was schon vor seiner Ausbildung festgelegt ist, denn seine Art der Entwicklung ist einerseits abhängig von den persönlichen Anlagen seines Trägers wie andererseits gleichbedeutend von der Denkweise der Umgebung, in der es entsteht.

Zusammengefaßt heißt das, daß der Mensch in seiner ersten Lernphase nicht durch aktives Abstandnehmen von erlebten Einwirkungen seine Individualität formt, sondern in erster Linie durch die Übernahme von bereits geistig Bestehendem in seinem Umfeld. Nicht eine Abgrenzung von dem, was die Persönlichkeit selbst nicht ist, bestimmt die Wahrnehmung, sondern die Unterscheidung der eigenen Auffassungen von denen der anderen Menschen. Und im Austausch über diese erfaßten Unterschiede entwickeln sich Übereinstimmungen, die zu gemeinsamen Bedeutungen werden, die dann in die eigene Erfahrungswelt aufgenommen werden.

Lassen sich die Übereinkünfte wiederholen, wandelt sich das einmal Festgestellte zu Feststehendem, über das sich die Menschen nun nicht mehr austauschen müssen, solange nicht Veränderungen eintreten, die eine neue Fragestellung zum Feststehendem hervorrufen.

Mit den eben gemachten Gedankengängen kann dem Einwand begegnet werden, der sich hier erheben könnte, daß sich zum Beispiel im wissenschaftlichen Experiment der Wissenschaftler doch durchaus allein mit der sogenannten objektiven Welt auseinandersetzen kann und einen Partner für einen Austausch von Eindrücken gar nicht unbedingt benötigt. Doch wird in diesem Zusammenhang vergessen, daß vor der Durchführung des Experimentes eine Vielzahl von Einsichten gewonnen wurde, die sich allein im gemeinschaftlichen Gedankenaustausch gebildet haben. Hierbei ist an ganz grundlegende Einsichten zu denken, wie die Vorstellungen von Raum und Zeit oder an die einander bedingenden Reihenfolgen von Grund und Folge oder Ursache und Wirkung. Erst mit diesen gemeinsam erlangten Voraussetzungen kann der Mensch für sich allein die Welt wissenschaftlich-experimentell befragen. Schon der Begriff der Wissenschaft deutet das an,

denn mit ihm wird unter anderem ausgesagt, daß von einem vorgegebenen Wissen ausgegangen wird, das dann durch eine experimentelle Untersuchung entweder widerlegt oder gestützt, im besten Fall sogar bereichert werden kann. Also auch in der wissenschaftlich betrachteten Situation kommt die geschichtliche Dimension zum Tragen.

Das menschliche Wahrnehmen, das für den Einzelnen durch den Eindrucks austausch mit den anderen Menschen entsteht, ist demzufolge niemals allein durch die Gegenwart bestimmt, sondern es besitzt immer die Geschichtlichkeit, auf die die aktuelle Bewußtwerdung von Ereignissen fußt und sich zugleich bezieht. Diese hat dabei nicht den ganzen Umfang der Menschheitsgeschichte bewußt vor Augen, sie baut vornehmlich auf dem unmittelbaren Austauschwissen auf. Jedoch indirekt schwingen immer die gesamten Wissenserzeugungen der Menschengemeinschaft mit. Der Mensch erzeugt zwar seine Welt stets aufs neue, doch geschieht das eben nicht völlig voraussetzungslos, sondern er stützt sich in seinen ununterbrochenen Welterschöpfungsprozessen auf gemeinschaftlich Überliefertes und auf seine als Erfahrung aufbewahrten Selbsterkenntnisse.

Wenn in den vorhergehenden Betrachtungen deutlich wurde, daß sich die menschliche Individualität nur auf einem überkommenen Erfahrungsbestand und in einem gemeinschaftlichen Gedankenaustausch über ihn herausbildet, so scheint das insbesondere dann schwer verständlich zu sein, wenn der beobachtende Blick auf Kleinstkinder gerichtet ist, und zwar darauf, wie sie ihre Welt kennenlernen. Nach den eben vorgenommenen Gedankengängen wäre für das Kind eine Bewußtwerdung von Geschehnissen nur im Austausch mit den nächsten Angehörigen möglich. Indes ist doch die Beobachtung zu machen, daß das Kind zu einem nicht unerheblichen Teil durch die Selbstbeschäftigung im Spiel lernt, also anfänglich häufig ohne Partner auskommt.

Letzteres ist durchaus zu bestätigen. Gleichwohl muß ein Unterschied gemacht werden zwischen spielerischem Erlernen von motorischen Fähigkeiten, bei dem keineswegs eine Heraussetzung aus der sogenannten Biologie des Leibes stattfindet, und dem abstandgewinnenden Wahrnehmen zu solchen Spielergebnissen. Die Spielformen zum Erlernen und zur Ausbildung von Bewegungsabläufen führt auch das Tier durch. Aber es gewinnt in solchem spielerischen Aneignen von Fertigkeiten niemals eine Distanz zu ihnen und schon gar nicht zu sich selbst; gelangt also beispielsweise nicht zu einer Willensleistung, den Spielvorgang deshalb zu wiederholen, damit ein ähnliches Ergebnis der Handlung erzielt wird.

Die ersten Lernprozesse des Kleinstkindes sind in einer Vielzahl geprägt von dem auch dem Tier innewohnenden Spieltrieb, das heißt einer instinktartigen Aneignung von Fertigkeiten, die ohne Einsicht in die Vorgänge vor sich

gehen. Doch im Unterschied zum Tier entsteht beim menschlichen Kind darüber hinaus frühzeitig ein Austauschverhältnis mit der unmittelbaren Umgebung, weil bei ihm die geistige Fähigkeit, die solches ermöglicht, als Anlage schon vorhanden ist.

Wenn zum Beispiel das Bezeugen von Freude beim noch nicht sprechenden Kind auf elterliche Begeisterung stößt, so steigert das nicht selten die Freudekundgebung des Kindes. Dies kann durchaus schon als gelenkte Antwort auf Wahrgenommenes interpretiert werden. Nun reagieren höher entwickelte Tiere sicherlich ebenso auf Freude von ihnen bekannten Partnern, jedoch ruft das bei ihnen nur sehr eingeschränkt eine weitere darauf antwortende Reaktion hervor. Und selbst wenn ein Verhaltensverhältnis bis zu dieser Qualität gelingt, und gerade Haustierbesitzer können sicherlich eine ganze Palette von Kommunikationsfolgen mit ihrem Haustier aufzeigen, haben doch diese einfachen Formen einer sich mitteilenden Wechselbeziehung bei Tieren sehr schnell eine Grenze erreicht, während sie beim Kleinkind lediglich den Beginn einer Entwicklung zum Austausch in den Strukturen eines sprachlichen Verhältnisses darstellen. Frühzeitig entsteht beim Kind eine Vielfalt des Antwortgebens. Tiere bleiben demgegenüber auf recht wenige Varianten eingeschränkt. Zudem entwickelt sich beim Kind im wechselseitigen Austausch mit der menschlichen Umgebung der Gegensatz von Eigenem und Fremdem heraus, eine Unterscheidung, die das Tier in seiner Verhaltensweise sein ganzes Leben lang nicht zum Ausdruck bringt.

Die hervortretende Verschiedenheit zwischen Eigenem und Fremdem führt beim Kind noch keineswegs zur Auffassung einer Individualität oder gar der besonderen, auf die eigene Existenz bezogenen Punktualität von „Ich“. Ein derartiges Bewußtwerden von sich selbst bedarf eines längeren Entwicklungsweges, mit dem schon eine Gegenstandswelt entstanden ist, in der sich dann die selbst bewußt werdende Persönlichkeit sicher bewegen kann. Zunächst agiert das Kind die Unterscheidung des Eigenerlebens vom dadurch fremd erscheinenden Erlebnis einfach aus, indem es in individueller Weise auf neuartige Situationen oder bisher noch nicht gesehene bzw. nicht wiedererkannte Personen reagiert. Das geschieht erneut in Vermengung mit instinktartigen Reaktionen, was heißt, daß die Übergänge der Entwicklung des menschlichen Wesens von seinem tierischen Sein zum Menschsein fließend und nicht genau abgrenzbar sind.

Wenn dem Menschen in seiner geistigen Entwicklung eine Gegenstandswelt entsteht, so ist sie ungeachtet des Fremdheitscharakters seine Setzung. Mit „Setzen“ ist die geistige Aktivität des sich Gegenüberstellens von erlebten Einwirkungen innerhalb von Bewußt-Sein gemeint. Weil die Setzung nur in der geistigen Dimension geschieht, kann das Gegenüber ein festgestellter

Körper wie ebenso ein unanschauliches Geschehen sein. Alle diese Begegnungsformen sind also ausschließlich für die Person da, die eine derartige geistige Setzung ausführt mit einer darauffolgenden und dementsprechenden Rückwirkung dieser Setzung. Die Ergebnisse solcher Denkvorgänge sind demnach nur dem Denkenden allein bewußt. Das bemerkt er, wenn er seine Resultate anderen Menschen mitteilt. Dabei stellt er, wie schon oben dargelegt wurde, fest, daß er trotz größten Bemühens im Anderen nicht die gleiche Wahrnehmung hervorrufen wird, sondern im günstigsten Fall eine Annäherung von Ansichten erreicht.

Dieses Nichterlangen einer Identität von erfahrenen Erlebnissen ist freilich eine unumgängliche Voraussetzung, um überhaupt Wahrnehmungen machen zu können. Denn das ist die Bedingung, um Erlebnisse voneinander zu unterscheiden, so daß sie als einzelne erkennbar werden. Das beginnt mit dem Unterscheiden des Einzelnen von seinen Gesprächspartnern. Sie sind für ihn nicht einfach als Gegebenes da, sondern bilden sich erst mit dem Einsetzen eines Austausches heraus. Genau genommen ist also erst das Beginnen des Gespräches die eigentliche Gegenüberstellung der Gesprächsteilnehmer, aus der dann die Gegenstände oder Geschehnisse entstehen, und zwar als Erträge der aus der Gesprächssituation entstehenden Übereinkünfte. Die Gesprächsresultate der sprachlichen Bewegung der Austauschpartner treten als Bedeutungen hervor.

Sind einzelne Bedeutungen wiederholbar, erhalten sie mit der Zeit eine Eigenständigkeit gegenüber den Gesprächsteilnehmern.¹ In dieser Selbständigkeit kann dann bei der Bedeutungsfeststellung der Hergang zum Ergebnis unberücksichtigt bleiben. Wird eine solche Ausblendung zum Automatismus, scheinen schließlich die Dinge schon ursprünglich in genau der wahrgenommenen Form für sich allein zu bestehen. In Wahrheit ist jedoch der feststehende Charakter des Gegenüberstehenden allein in der steten Wiederholbarkeit von Übereinkünften zu erlangen, und erst nach langer Einübung in solche Feststellungen erübrigt sich ein Austausch über ihre Erzeugung. Dieser wird jedoch sofort wieder notwendig, wenn Lebenswirkungen auf die Menschen das Feststehende in Frage stellen und ihnen neue Antworten abfordern. Bis dahin hat ein feststehender Gegenstand oder ein feststehendes Geschehen Allgemeingültigkeit, besitzt also für viele Menschen Geltung.

Wird beachtet, daß die eigentliche Gegenüberstellung von Bewußt-Sein die des Menschen zu seinen anderen Menschen ist, bei deren Austausch erst die Gegenstandswelt als Außenwelt entsteht, erwächst ein besseres Verständnis

¹ Das ist indes nicht der alleinige Grund, warum Übereinkünfte im Gespräch Selbständigkeit besitzen. Ein weiterer wichtiger Grund wurde bereits genannt, das ist die Unmöglichkeit, Gesprächsergebnisse vollumfänglich in das individuelle Bewußt-Sein einzufügen.

dafür, warum die aktive geistige Setzung gleichzeitig ein Widerfahrnis ist. Denn im Gespräch bekommt jede sprachliche Äußerung einen Widerhall, und erst mit den Rückwirkungen sowohl auf den Sichäußernden wie auf die darauf reagierenden Vernehmenden, also auf alle Gesprächsteilnehmer, erhalten die sprachlichen Äußerungen ihre Bedeutung. Mit den Rückwirkungen können sich der Äußernde und die Antwortgebenden ihrer Setzungen des Geäußerten, und zwar in die Gesprächssituation hinein, bewußt werden.

Damit wird deutlich, daß sich der Mensch über sein Anderes bildet, das für ihn das ihm Fremde ist. Das Fremde bleibt nämlich persönlichkeitsbezogen, denn es tritt in der individuellen Gestaltungsform des jeweils einzelnen geistigen Vermögens in Erscheinung. Deshalb ist es möglich, daß eine gleichartige Fremdeinwirkung für den Einzelnen zu unterschiedlichen Erfahrungen werden kann.

Ursprünglich und ausschlaggebend für die Herausbildung des Menschen als Mensch ist also die Begegnung mit seinesgleichen als das Zusammentreffen von Anderem, das sich ähnlich ist und die gleichen Bestrebungen hat. Es handelt sich um ein gegenseitiges Antwortgeben. Jeglicher geistiger Eindrucksempfang wird vom Menschen beantwortet und diese Antwort wird von seinesgleichen in entsprechender Weise erwidert. Ein solches beidseitiges Antwortgeben ist eine Wechselbeziehung von, nun exakter benannt, gegenseitiger und gleichzeitiger Bestätigung. Der Mensch erfährt seine Zustimmung durch die anderen Menschen allein deshalb, weil er sie gleichbedeutend als solche anerkennt.

Diese Art des zwischenmenschlichen Austausches übertragen die Menschen auf die nichtmenschlichen Gegenstände. Auch sie, sowohl in anschaulicher festumrissener Gestalt als auch als bewegliche Geschehnisse, begegnen ihnen auf menschliche Weise. So kann ein im Nebel verschwimmendes Gebirge bedrohlich wirken. Daß die Bedrohlichkeit nicht im Gebirge selbst steckt, könnte der Mensch erfahren, wenn er es zum Beispiel erstiegen hat und sich dabei der Eindruck wandelt, so daß er vielleicht gegenüber der oben im Gebirge vorherrschenden Stille nun eine Empfindung der Erhabenheit entwickelt.

Der Mensch überträgt wie selbstverständlich seinen Eindrucksempfang auf die ihm begegnende Welt und sieht sie trotzdem als fremde an. Indem er bei den Einwirkungserlebnissen seine ganze Aufmerksamkeit auf den Moment der Andersheit richtet, entgeht ihm die Erkenntnis, daß ihm Fremdes nur in seiner Auffassungsweise begegnet. Der Mensch vermag indes das Fremde nur zu erfahren, wenn er es als ihm geistig Zugehöriges ansieht. Dabei verliert es jedoch nicht den Charakter und die Eigenschaft der Fremdheit, es bleibt ja das Andere des Menschen, sofern es von ihm wahrzunehmen ist. In

diesem Sinne kann auch davon gesprochen werden, daß der Mensch das Fremde ausschließlich als sein Eigentum hat, obwohl er es nie besitzen wird. Beim Kind kann die menschliche Verständniserlangung unverfälscht beobachtet werden. Es bezieht das Fremde mühelos in seine geistigen Phantasiemöglichkeiten ein, um es besser verstehen zu können. Es vermag zudem problemlos von einer Gestaltungsvariante zu einer anderen zu wechseln, nimmt das Fremde dann als etwas anderes wahr, ohne mit einem solchen Wechsel die mit dem vorhergehenden Gestaltungsvorgang gewonnene Orientierung zu verlieren. Schließlich läßt sich ja der Vorgang der geistigen Übersetzung jederzeit wiederholen. Karl Bühler machte in seinen psychologischen Beobachtungen von Kleinkindern die Erfahrung, daß ein Kind unbekümmert von einer Sichtweise zu anderen hin und her wechselt. Es legt zum Beispiel ein „Stückchen Holz, welches eben noch ein weinendes und beruhigtes Pflegekind ‚war‘, seelenruhig im nächsten Augenblick in den Ofen. Und nie und nimmer das Pflegekind, sondern nichts als das kommune [*gemeine*] Holzstück verbrennt dann lustig vor seinen Augen.“² Kinder leben im Unterschied zu ihren Eltern viel unbefangener in der Welt, die ihnen geistig entstanden ist. Der Widerspruch, daß das Fremde zugleich fremd und geistig bekannt ist, wird einfach ausgelebt. Das Beispiel von Karl Bühler zeigt zudem, daß sie ihr Augenmerk vornehmlich auf das eigene geistige Erfahren richten und nicht, wie die Erwachsenen, auf die Fremdheit des zu Erfahrenden. Aus diesem Grund sind umgekehrt Kinder schneller hilflos gegenüber fremden Einflüssen, die sie mit ihrer Denkkraft noch nicht aufnehmen bzw. verarbeiten können.

Wie gelingt es dem Menschen überhaupt verschiedene Gegenstände verknüpfend zu verwenden, um ein Geschehen mitteilend darzustellen? Indem er dafür lediglich die wesentlichen und als solche miteinander verbindbaren Bestandteile von Ereignissen aufnimmt, die aber ausreichend sind, um eine Bedeutung des Geschehens auszuformulieren. Erneut kann hier als anschauliches Beispiel ein Stadium der kindlichen Entwicklung herangezogen werden, - diesmal die ersten bildlichen Darstellungen. Dafür berücksichtigt das Kind nur die ihm wichtig erscheinenden Formen. Bei der bildlichen Wiedergabe eines Menschen zeichnet es in den meisten Fällen lediglich Kopf, Rumpf, Beine mit Füßen und Arme mit Fingern. Der Hals oder die Zehen an den Füßen fehlen in der Regel. All das wird zudem noch sehr abstrakt, mit wenigen Kreisen und Strichen umrissen. Erst viel später wird für den Heranwachsenden eine genaue, der eigenen Augenscheinlichkeit gemäße Abbildung wichtiger. Für das Bedeutungsverständnis der kindlichen

² Karl Bühler, „Sprachtheorie - Die Darstellungsfunktion der Sprache“, Gustav Fischer Verlag Stuttgart 1965, S. 219-220.

Anschauung genügen die zeichnerischen Andeutungen, denn für das Kind haben die Bedeutungen im Lebensgeschehen das vornehmliche Recht, Erlebnisse zu sein. Die Gegenstände, die zur Darlegung der Bedeutungen, zum Beispiel im Spiel mit ihnen, verwendet werden, müssen deshalb nur im ungefähren dem Auszdrückenden entsprechen. Deshalb kann ein Stock zum Pferd werden oder eine Schachtel zu einem Auto. Die Erlebnisintensität des Kindes mindern diese anschaulichen Ungenauigkeiten im Spiel nicht. Für das Kind ist die Außenwelt noch nichts Feststehendes, demzufolge ein Bedeutungsmoment noch nicht eindeutig auf eine Erscheinungsweise fixiert bzw. beschränkt. So können Bedeutungen für das Kind in gleicher Wertigkeit sowohl als Fremdeinwirkungen entstehen, aber ebensogut von ihm bewirkt werden.

Daß das Andere des Menschen bei aller Abhängigkeit vom individuellen geistigen Erfassungsvermögens ein Fremdes bleibt, wird, um ein vorhin verwendetes Beispiel wieder aufzunehmen, daran deutlich, daß ein Gebirge nicht nach Willkür und Gutdünken des Eindrucksempfängers einmal bedrohlich und ein anderes Mal erhaben wirkt, sondern es scheint in beiden Auffassungsweisen durch die vom Gebirge erfahrene Mächtigkeit so. Das Ergebnis des Eindruckes ist also nicht allein auf der subjektiven Seite zu stationieren. Es hat ebenso eine objektive Komponente.

Objektivität wird den Menschen, wenn sie Übereinkünfte von individuell erlebten Geschehnissen erlangen, die darüber hinaus in den kommenden Augenblicken ihre Bestätigung finden, indem sie neuerlich in ähnlicher oder gar gleicher Weise erzeugt werden können. Bei der Objektivität bekommt also der Einklang, der die verschiedenen Weisen des Erfahrens eines Geschehens zu einer Bedeutung zusammenbringt, eine zeitliche Erstreckung. Das Objektive zeigt sich demgemäß als Unabhängiges gegenüber der subjektiven Wahrnehmung. Doch wäre die Objektivität ohne das subjektive Wahrnehmungsvermögen nicht vorhanden. Das Subjekt wiederum käme zu keinem haltbaren Ergebnis seines Erlebens und damit auch nicht zu sich selbst als bestehen bleibender Selbstbezug, wenn es das jeweilige Geschehnis nicht mit seinen Mitmenschen objektivieren könnte. Das bedeutet, Subjekt und Objekt können nicht unabhängig für sich allein bestehen, also beziehungslos voneinander sein. Sie entstehen als Gegensatz, dessen Seiten sich gegenseitig begründen bzw. bedingen.

Dementsprechend hat weder die subjektive Seite noch die objektive Seite einen höheren Rang gegenüber der jeweils anderen. Die modernen Naturwissenschaften geben freilich der objektiven Welt im Verhältnis zur subjektiven Auffassung von ihr einen gewichtigeren Stellenwert. Diese Entscheidung können sie deshalb treffen, weil sie beide Seiten als unüberbrückbaren Gegensatz ansehen und die notwendige Beziehung, die

trotzdem zwischen dem Getrennten bestehen bleiben muß, um als solche Getrennte existieren zu können, entweder unberücksichtigt lassen oder gar nicht verstehen. Unterstützung findet die Vorrangigkeit der Objektivität in den Naturwissenschaften durch den eben erwähnten Umstand, daß der gemeinsame Nenner, der aus dem Austausch der individuell aufgefaßten Erlebnisse als Bedeutung erwächst, besonders bei einer Wiederholbarkeit der Bedeutungserstellung in kommenden Augenblicken ein Eigenleben erhält. Dieses beeinflußt dann als ein für die Gemeinschaft Feststehendes die zukünftig folgenden individuellen Gestaltungsvorgänge in nicht unbedeutendem Grade mit. Ungeachtet dessen bleibt jedoch auch diese objektive Fremdheit abhängig vom subjektiven Wahrnehmungsvermögen der miteinander verkehrenden Menschen, und erhält auch eine Korrektur, wenn das konkrete Leben eine gemeinsam erarbeitete Bedeutung in Frage stellt.

Das Gebirge kann also beim Menschen den bedeutungshaltigen Eindruck des Bedrohlichen oder des Erhabenen erhalten. Dabei muß die Vorstellung des Bedrohlichen oder Erhabenen nicht mit der aktuell stattfindenden Begegnung des Gebirges entstehen. Das Verständnis solcher Charakteristiken kann durchaus schon in einem anderen Zusammenhang erwachsen sein, der dann beim aktuellen Eindruckempfang des Gebirges erinnert wird und darauf folgend eine Übertragung von vormals Erlebtem auf den gegenwärtigen Gestaltungsvorgang stattfindet.

Werden alle gerade dargelegten Gedankengänge berücksichtigt, kann der Schluß gezogen werden, daß das menschliche Erfassen von Gegenständen oder Geschehnissen genaugenommen nicht mit einem ausschließlichen „Subjekt-Objekt-Gegensatz“ gelingt, vielmehr wird alles Erleben in einer „Subjekt-Subjekt-Objekt-Relation“ zur Erfahrung. Diese Beziehungsstruktur, deren Momente sich erneut wechselseitig bedingen, besagt, daß das Objekt durch den Austausch zweier Subjekte entsteht, wie die beiden Subjekte erst im Austausch über das Objekt hervortreten. Durch die gedankliche Bewegung zwischen den Subjekten erhält das Objekt für die Menschen Bedeutung, und im gegenseitigen Anerkennen dieser Bedeutung erhalten die Subjekte ihren Wert, sowohl in der Beziehung füreinander, als auch in ihrem Bezug zum Objekt. Diese wechselseitige Abhängigkeit führt dazu, daß die Momente der Relation sowohl individuell als auch allgemeingültig sind. In ihrer Bezüglichkeit untereinander ist jeder Moment des Verhältnisses einerseits „für sich“, das heißt individuell, aber andererseits in der Weise nur in Beziehung zu den anderen Momenten, demnach allgemein.

Aus dem eben beschriebenen Zusammenhang wird ersichtlich, daß es das Einzelmoment außerhalb des Verhältnisses, in dem es steht, nicht geben kann, wie das Verhältnis ohne seine Einzelmomente keinen Bestand hätte. Zudem kann ein weiteres Mal herausgelesen werden, daß Bedeutungen

lediglich in der menschlich-geistigen Sphäre auszumachen sind. Was immer auch außerhalb von ihr vor sich geht, es hätte für den Menschen keine Bedeutung. Das Bewußtwerden davon ist ihm verwehrt.

In dem Wort „Bedeutung“ steckt die Tätigkeitsbeschreibung des Deutens, was besagt, daß Bedeutung nicht durch bloße Benennungen, sondern vornehmlich durch Umschreibungen und Andeutungen entstehen.

Bei Mitteilungen über Geschehnisse ist das für viele noch ganz verständlich, weil die Vielschichtigkeit von Ereignissen nie eindeutig bezeichnet werden kann. Es werden in derartigen Beschreibungen markante Merkmale hervorgehoben. Die können bei jedem, der dasselbe Geschehen wiedergeben will, andere sein. Doch in der Regel gibt es bei solchen Heraushebungen Überschneidungen, die eine gegenseitige Verständigung möglich machen. Ungeachtet dessen würde die Schilderung eines Geschehens, zum Beispiel eines Sonnenunterganges, für jeden Einzelnen ein anderes Resultat der Beschreibung aufweisen, selbst unter der Annahme, daß jeder dafür identische sprachliche Mittel zur Verfügung hätte.

Der gleiche Umstand gilt nun jedoch auch für die Darlegung von Gegenständen, soweit sie nicht auf die einfachsten geometrischen Formen beschränkt werden, die indes auch, nur eben bereits festgelegte, Deutungsgestalten sind. Die von mehreren Menschen vorgenommene Beschreibung eines Tisches mag noch sehr vergleichbare Resultate erbringen, bei einer Schrankwand, eventuell noch mit reichhaltigen Verzierungen, gäbe es schon größere Unterschiede, die noch anwachsen, wenn Naturgebilde wie ein Baum beschrieben werden müßten.

Werden bei der Hervorhebung von auffallenden Kennzeichen Übereinstimmungen mit den Austauschpartnern erzielt, so daß, um beim letztgenannten Beispiel zu bleiben, beim Baum dann eine bestimmte Rindenstruktur oder bestimmte Astformen auszumachen sind, dann erhalten diese gemeinsamen Übereinkünfte Allgemeinheitscharakter. Er kann dann auf andere Bäume übertragen werden. Eine solche Übersetzung gelingt darüber hinaus auch auf Gegenstände, die keine Bäume sind. Eine rindenartige Oberfläche oder die Struktur einer Verästelung sind so nicht nur auf die Beschreibung von Bäumen beschränkt. Diese Übertragung auf verschiedenste Gegenstände macht eben die Verallgemeinerung von Erlebnisdeutungen möglich, mehr noch, erst sie gewährt überhaupt den Austausch zwischen den Subjekten. Und sie zeigt ebenfalls einen Zusammenhang zwischen Verschiedenem auf.

Gerade auf der Stufe der Verallgemeinerung wird deutlich, daß es Unterscheidungen nur in gleichzeitiger Verbindung der Unterschiedenen und damit in ihrer Beziehung zueinander gibt. Auf die Ebene des menschlichen Erlebens übertragen heißt das, daß die Gewinnung einer Distanz des

Erlebenden zu seinen Widerfahrnissen nur aus der gleichzeitig vorhandenen Verknüpfung beider Seiten gelingt. Die Abstandsgewinnung aus ihr schafft dann einen Unterscheidungsraum zwischen dem Erlebenden und seinen Erlebnissen, der die Basis für die Erfahrung verschiedener Erlebnisse ist. Diese verlieren sich aber nicht in ihrer erlebten Getrenntheit, vielmehr gewährleistet die bestehenbleibende Verbundenheit des Getrennten ihre gedankliche Verknüpfung durch den Erlebenden, und das in vielfältigen Variationen.

Wie wird nun aber aus dem gegenseitigen Bedingtsein von Erlebendem und Erlebnis der menschliche Weltumgang und wie zeigt es sich überhaupt im äußerlichen Geschehen?

Jedes menschliche Verhalten, also jede Handlung oder jede Unterlassung des Menschen führt zu einer Auswirkung in seiner Welt, die auf denjenigen zurückwirkt, der die Handlung ausführte oder sie unterließ. Diese Einwirkung wird neuerlich vom Handelnden oder Unterlassenden aufgenommen und mündet in eine weitere Reaktion der Aktivität oder Passivität darauf.³ Auch diese Erwiderng löst eine Wirkung der Welt aus, die nun abermals auf den Erwiderner zurückwirkt.

Das Ergebnis dieser gegenseitigen Beeinflussungen, die keineswegs so eingleisig verlaufen, wie es eben dargelegt wurde, vielmehr in einem ganzen Komplex gleichzeitig ablaufender beidseitiger Einwirkungen bzw. Erwidernngen besteht, ist die Situation. Sie ändert sich durch die Dynamik der Vorgänge, die sie erbringen, ständig. Trotzdem vermag der Mensch eine Situation gedanklich festzuhalten. Es könnte auch von einer Besinnung der Situation gesprochen werden, weil mit dem Erfassen einer Situation eine Sinnentsprechung, das heißt eine der Sinnlichkeit entsprechende geistige Gestaltung erzielt wird. Hat also der Mensch seine Situation geistig erfaßt, erhält sie für ihn eine Sinnhaftigkeit.

Dem scheint das äußerliche Geschehen zunächst zu widersprechen, denn wenn dem Menschen eine Situation bewußt wird, so ist es für ihn ein Erlebnis, das ihm von außen zustößt. Er steht also der Situation gegenüber. Erfährt er indes in einer solchen Gegenüberstellung, daß die eingetretene Situation zu einem gewissen Teil seiner vorhergehenden Verhaltensweise entspricht, so vermag er sie als sinnvoll zu charakterisieren. Und etwas anders kann eine gedanklich erfaßte Situation im übrigen auch nicht sein, weil sie ja schließlich nur das Ergebnis des wechselseitigen Bedingtseins von Erlebnis und Erlebendem und in ihm des gegenseitigen Erzeugens beider Seiten ist. So gesehen gibt es nichts Unsinniges in einer wahrgenommenen

³ Solche Folgereaktionen sind mehr oder weniger willentlich herbeigeführt, je nach gerade vorherrschender geistiger Wachheit.

Lebenssituation, weil diese erst mit dem zugleich entstehenden Gegensatzpaar von Ereignis und Ereignisempfänger zu einer solchen wird.

Wenn dem Menschen eine Lebenslage unsinnig erscheint, so ist ihm der stets anwesende Sinn verschlossen, entdeckt er nicht die Entsprechung von Erlebendem und Erlebnis. Die Gründe dafür sind vielfältig. Vornehmlich liegt es daran, daß der Mensch nicht beachtet, daß er sein individuelles Verhalten gleichzeitig als Gemeinschaftswesen tätigt, somit auch die Antwort der Welt sowohl dem persönlichen als auch dem gemeinschaftlichen Verhalten entspricht. Die Reaktionen der Gemeinschaft sind freilich durch ihre Komplexität schwer einzuschätzen oder gar einzukalkulieren. Sinnlos könnte dem Menschen die Situation aber auch dann erscheinen, wenn sich seine Erwartung, daß sie in einer bestimmten Weise eintrete, nicht erfüllt, oder für den Erlebenden die erfahrenen Wirkungen so neu sind, daß er sie nicht in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen vermag. In den letzten beiden Fällen gelingt freilich manchmal eine nachträgliche Sinnerhellung, zum einen durch geistige Annahme des unerwartet Eingetretenen und zum anderen durch gestalterische Bewußtseinsweiterung, die dann dem Neuen annähernd gerecht wird.

Wenn nun heute sehr oft von einer Sinnsuche gesprochen wird, die der moderne Mensch unternimmt, dann zeugt das davon, daß dieser seine vorhandene Welt nicht versteht, keinen Zusammenhang mehr zwischen seinem - in Verknüpfung mit dem gesellschaftlichem - Verhalten und dem der Welt erkennt.

Doch eine Suche nach dem Sinn setzt die Möglichkeit des Vorhandenseins einer Entsprechung voraus, die bisher aber noch nicht gefunden ist. Sie ist eigentlich die Grundlage des wie auch immer eintretenden Verhältnisses von Erlebendem und Erlebnis oder Mensch und Welt. Ohne eine solche Annahme würde dem Menschen auch nicht eine Lebensorientierung gelingen.

Um diese zu gewinnen, ist das vornehmlichste Interesse des Menschen bei seiner Weltbegegnung das Schaffen von Haltepunkten in der erlebten unaufhörlichen Veränderlichkeit der Welt. Mit ihnen erlangt der Mensch bestehenbleibende Formen in der Welt. Doch nicht allein das Erfahrene wird somit zu etwas Feststehendem, sondern ebenso der Erfahrende selbst erscheint in Bezug auf das Festgestellte als der weitgehend Gleiche. Aus beiden gewonnenen Arten von Haltepunkten kann schließlich auch die Einsicht in das Vorhandensein des Abhängigkeitsverhältnisses von Erlebendem und Erlebnis erwachsen, was die Bedingung für das Bewußtwerden der menschlichen Weltbeziehung ist. Mit diesem würde schließlich klar werden, daß menschliches Leben nicht das ist, was der Naturwissenschaftler als biologisches Existieren definiert, sondern daß es das für den Menschen immer neu entstehende Weltverhältnis ist. Weil dieses

vom Menschen stets neu erzeugt werden muß, ist es ein instabiles, veränderliches Verhältnis, weswegen das menschliche Da-Sein mit der dazugehörigen Welt als unaufhörlich wandelbar erscheint.

Daß das menschliche Sein in der Welt vom Menschen immer neu erstellt werden muß, klingt zunächst befremdlich, weil der Mensch voraussetzt, daß es sowohl ihn wie die Welt auch unabhängig davon gibt, ob er sich dessen bewußt wird oder nicht. Aber eine solche Annahme ist ihm nur möglich, wenn er die Erfahrung, daß mit jeder Bewußtwerdung sowohl er als auch die Welt stets vorhanden ist, vorher schon unzählige Male gemacht hat. Darüber hinaus muß sich eine solche angenommene Gewißheit im je aktuellen Bewußtwerden jedesmal bestätigen. Kleine Kinder haben dieses gesicherte Wissen noch nicht. Unter anderem aus diesem Grund gehen sie ungerne schlafen, sofern sie nicht förmlich vom Schlaf überwältigt werden, weil für sie nicht wie selbstverständlich feststeht, daß nach dem Schlaf das Da-Sein in ähnlicher Weise weitergeht.

Auch den Erwachsenen kann nach einem festen Schlaf eine kurzzeitige Desorientierung befallen, so daß er sich beim Erwachen nicht gleich zurechtfindet, nicht sofort weiß, an welchem Ort und in welcher Zeit er sich befindet. In so einer Situation muß er die Beziehung zu seiner Welt neu gründen, um sich in ihr auszurichten. Das gelingt ihm in der Regel, dank seiner abrufbaren Erfahrung und der langjährigen alltäglichen Übung, sich ein Weltverhältnis herzustellen, schnell und problemlos.

Was der Mensch als sein Gegenteil versteht, bezeichnet er als „Welt“, - es kann jedoch auch, allgemeiner formuliert, „das Andere“ genannt werden. Dieses können Menschen, Geschehnisse oder Gegenstände sein. Der unterscheidende Vergleich zwischen dem Einzelmenschen und seinem Anderen - einem Anderen, das seine verschiedenartigen mannigfaltigen Ausprägungen mit einschließt -, läßt beim Menschen eine persönliche Erfahrungswelt entstehen, die, wie bereits dargelegt, im Austausch mit seinen Mitmenschen gegründet ist. Bei einem solchen Austausch entdeckt jeder für sich, daß die Gesprächspartner andere Erfahrungen machen, und zwar von Ereignissen, die sich in der Anschauung zu gleichen scheinen oder zumindest angeglichen werden können. Doch gerade diese festgestellten Unterschiede ermöglichen auch das Auseinanderhalten des Einzelmenschen von seinen Mitmenschen. Sprachlich wird diese Verschiedenheit als die von „Ich“ und „Du“ ausgedrückt.

Daß wiederum in diesen erfahrenen Unterschieden Gemeinsamkeiten zu erlangen sind, daß also trotz des Gegensatzes von „Ich“ und „Du“ miteinander Einigungen erzielt werden können, zeigt auf das gemeinschaftliche „Wir“. Dieses bindende Element benötigen das „Ich“ wie das „Du“ zu ihrer jeweiligen Abgrenzung. Somit ist neuerlich die

Verschiedenheit, nun von „Ich“ und „Du“ sowie beide gegenüber dem „Wir“, nur möglich durch ihre gleichzeitige Abhängigkeit voneinander. Auch hier kann dementsprechend weder der Einzelne als „Ich“ oder „Du“ noch die Gemeinschaft als „Wir“ die vorher existierende Grundlage des jeweiligen Anderen sein. Vielmehr treten die Momente der Gegensätze erst mit der Bildung des jeweiligen Gegensatzes in Erscheinung, wie dieser allein durch jene vorhanden sein kann.

Wegen der Gleichursprünglichkeit vom Gegensatz und seiner Momente erübrigt sich eine Entstehungserklärung. Es würde auch niemand ein Motiv finden, wie, wann und warum sich zum Beispiel aus der Gemeinschaft ein „Ich“ hätte herausbilden sollen. Diese Erklärungsnot zeigt sich darin, daß dafür immer ein Drittes benötigt werden würde, um den Impuls zur Gegensatzbildung zu erläutern. Dabei kommt jedoch sofort die Frage auf, wie sich das Verhältnis des Dritten zum von ihm erzeugten Gegensatz herausgebildet hat. In einer solchen Begründungskette wäre ein Ende, also die Erlangung des allerersten Anfangs, nicht zu erreichen, weil stets ein neuer Zusatz von außen hereingenommen werden müßte, um den gerade festgestellten Gegensatz in seiner Entstehung zu erklären. Es entstünde stets aufs neue die Ursprungsfrage, um den Beweggrund des sich gerade erzeugten Gegensatzes auszumachen.

„Ich“ und seine „Welt“ als das Andere von „Ich“ entstehen also gleichzeitig. Sie sind aufeinander angewiesen, um das zu sein, was sie sind. In dieser Bedingtheit von sich notwendigem gegenseitigen Anerkennen denkt der Existierende in der bereits erwähnten Subjekt-Subjekt-Objekt-Relation, also einem Verhältnis, das die Feststellungen des Denkenden selbst, der anderen Denkenden sowie das individuell ebenso wie das gemeinschaftlich Gedachte umfaßt, und zwar als sich ständig bewegende Begegnungen dieser Momente, die das menschliche Weltbegegnungsverhältnis sind. Es findet also ein bedeutungserzeugendes Wechselspiel der Verhältnismomente innerhalb des menschlichen Weltbegegnungsverhältnisses statt, bei dem in seiner konkreten Ausführung die Einzelpersönlichkeit und ihre spezielle individuelle Welt mit ihren Mitmenschen entstehen. Die Ergebnisse solcher Wahrnehmungen können für den Menschen dann zu bedeutsamen Erfahrungen werden. Diese sind geistig gestaltetes Geschehen, das als Erinnerung im Gedächtnis verbleiben kann. Bei entsprechender geistiger Anregung können solche Erinnerungen in späteren Gegenwarten als Vergleichsmaterial in Bezug auf die im Moment stattfindenden Wirkungen wieder abgerufen werden. Sie geben aber dann nicht die Ereignisse wieder, wie sie einstmals geschehen und zu Erfahrungen geworden sind, sondern es wird das aktuelle Verständnis der damals erfahrenen Geschehnisse erinnert. Wird Erinnertes gegenwärtig, so tritt es in das gerade vorherrschende Verhältnis von Einzelmenschen und

seinen Widerfahrnissen, woraufhin es durch die Konfrontation mit der Wirklichkeit entweder eine Wandlung erfährt oder es in ähnlicher Weise eine Bestätigung findet.

Die durch die Weltbegegnung entstehende Persönlichkeit ist nach dem eben Dargelegten ebensowenig eine feststehend bleibende, wie ihre Welt. Beide befinden sich in ständigen Umwälzungen. Das ergibt sich aus der unaufhörlichen und sich einander bedingenden Bewegtheit der Momente innerhalb der menschlichen Weltbegegnung. Nur in und mit ihr gelingt ein Feststellen von Ereignissen durch die Verallgemeinerungen von geistigen Gestaltungen im gedanklichen Austausch der Mitmenschen sowie beim Vergleichen mit entsprechendem Erinnerbaren.

Indes, mit der Feststellung von Erlebnissen wird auch die feststellende Person befestigt, denn sie ist für das Festgestellte der Bezugspunkt, der das Wiedererkennen in den kommenden Augenblicken möglich macht. Dieser Bezugspunkt wird auch beim Abrufen von Erinnerung, also von bereits gemachten vergangenen Erfahrungen benötigt, denn die im Gedächtnis verbleibenden Erfahrungen sind nicht fremde Ereignisse, sondern persönliche Beziehungen zu einstmals wahrgenommenen Geschehnissen.

Doch trotz der geistigen Fähigkeit des wiedererkennenden Selbstbezuges kann in der ständig fortschreitenden Wirklichkeit streng genommen weder „diese wahrnehmende Person“, noch für sie „dieses konkrete Erlebnis“ vorkommen. Das liegt allein schon an der zeitlichen Ausdehnung des Vorganges der Wahrnehmung. Die geistige Bestimmung findet nämlich nicht im Moment des Erlebens statt, sondern wird im schnellsten Fall im ihm folgenden Augenblick getätigt. Das geistige Erfassen erfolgt demgemäß in mindestens zwei aufeinander folgenden Augenblicken, und bringt die Einwirkung des Geschehens und das Bewußtwerden von diesem in einen Zusammenhang. Wegen des Zusammenschlusses der Spanne zwischen dem Erleben und dem Erfassen des Erlebten wird diese aber als ein Augenblick angesehen, und zwar als Zeitintervall, in welchem die Einwirkung dem Menschen bewußt wird. Unberücksichtigt bleibt dabei die weiter bestehende Kontinuität der Lebensbewegungen, obwohl erst sie die Zusammenknüpfung von Einwirkung und Bewußtwerdung möglich macht. Mit dem Augenblick des Bewußtwerdens herrscht schon ein neuer Erlebenseugenblick vor, der aber für die Zeit des zu Bewußtseinkommens des vorlaufenden Erlebens weitgehend ausgeblendet wird. Ist jedoch der aktuelle Eindruck so stark, daß er die Konzentration des Geistes auf sich lenkt, so verhindert das die Bewußtwerdung des vorhergehenden Ereignisses.

Daß das Leben ununterbrochen fortbesteht kommt dem Menschen trotzdem zum Bewußtsein. In erster Linie, weil in jedem geistigen Akt das Leben vorgefunden wird, und dieser Umstand mit der Zeit so selbstverständlich ist,

daß er schlichtweg vorausgesetzt wird. Aber auch bei der Verknüpfung von Gedankenreihen zwischen festgestellten Lebensmomenten ist die Lebenskontinuität bemerkbar und wird zudem angewendet. Denn ohne die alles verbindende Grundlage, die das Leben nun einmal darstellt, wäre gedanklich bestimmte Verschiedenheit nicht miteinander zu verknüpfen. Eine Abfolge von Unterschiedenem ist demgemäß nur innerhalb eines nicht zerreißenbaren Zusammenhanges möglich. Denn ohne die bestehende Beziehung zwischen Unterschiedenem wäre Verschiedenes gar nicht zusammenzubringen.

Und erst die Zusammenfügungen von geistig Festgehaltenem, also in der Gemeinschaft sprachlich gewachsener Verallgemeinerungen, läßt bei den Menschen Erfahrungen von Geschehenssituationen entstehen, die als Erinnerungen im Gedächtnis gespeichert werden können. Werden die Erinnerungen dank einer inhaltlichen Ähnlichkeit zum Gegenwärtigen zu einem späteren Zeitpunkt erweckt und damit herangezogen, bereichern sie den gerade erfahrenen individuellen Erlebensaugenblick. Auch hier sind es zwei aufeinander folgende Ereignisse, nun in einer viel weiter gefaßten Zeitspanne, die eine bestimmte Wahrnehmung ermöglichen und so zu einer neuen Erfahrung werden können.⁴

Die Kontinuität des Lebens ist nun aber nicht ein bloßes unveränderliches Vorhandensein, sondern ihre Beständigkeit besteht vielmehr im unaufhörlichen Wandel von Augenblick zu Augenblick. Daraus erwächst die Notwendigkeit, daß Geschehnisse, die festgestellt werden sollen, aus dem Leben herausgesetzt werden müssen. Das geschieht jedoch nicht nur mit dem Erlebten, sondern ebenso mit dem Erlebenden, wenn dieser sich wiedererkennen soll. Die Trennung vom Lebensgang vollbringt der Geist im gedanklichen Austausch seiner Träger, indem Erlebtes und Erlebende verallgemeinert und in dieser Form mit dem weiter fortschreitenden Leben in Beziehung gesetzt werden. Die offensichtlichste Verallgemeinerung, die den Anschluß an das Leben in jedem Augenblick vollbringt, ist die des Selbstbezuges des Erlebenden, die in der vollendeten Abstraktion die Bedeutung und Bezeichnung des „Ich“ erhält.

Ein solches „Ich“ entsteht in einem langwierigen Prozeß, denn es bedarf einer unzähligen Bestätigung des Selbstverhältnisses zu den unablässig neu hinzukommenden Erlebnissen, bis der Selbstbezug zu allen sich einstellenden Ereignissen schließlich zum Automatismus wird. Ein solcher Eigenbezug wird unterstützt, weil auch bei diesem Erlebensverhältnis das jeweilige Geschehen bei der gedanklichen Erfassung auf wenige Erkennungsmerkmale

⁴ Ohne die Erstreckung der Zeit, in der die dabei entstehenden Momente in Beziehung gebracht und zu einem Augenblickserlebnis generiert werden, wäre alles sich Ereignen im Augenblick des Auftretens sofort wieder verschwunden.

reduziert wird. Das erleichtert den Vergleich unterschiedlicher Erlebenssituationen. Darüber hinaus werden festgestellte Ähnlichkeiten von Erlebensverhältnissen dann noch vereinfachend als „ein und dieselben“ bestimmt. Diese Vereinfachung unterstützt wiederum die Erfahrung der unveränderlich erscheinenden Person. Mit einer solchen und den festgestellten Geschehnissen gewinnt der Mensch Halt und Orientierung in seiner Welt.

Da sich das Verhältnis von Erlebendem und Erlebnis einstellen muß, um Gedanken und in dem Zuge Bedeutungen hervorzubringen, unterstützt auch diese immer vorherrschende Struktur einen gleichbleibenden Eigenbezug des Menschen zu seinen Erlebnissen. Und wird eben der Selbstbezug radikal beschränkt auf die bloße existentielle Aussage des „ich bin“, entsteht die Auffassung vom „Ich“. Sie ist Ausdruck des stets gleichen Resultats des sich auf sich selbst Beziehens bei allen möglichen Erlebenswahrnehmungen. Letztlich ist es die Reduzierung der Person auf den einen logischen Punkt des nackten Vorhandenseins, der die umstandslose Anwendung des Ich-Bezuges trotz der unausgesetzten Wandlungen von Erlebnis und Erlebendem ermöglicht. Das „Ich“ stellt im persönlichen Weltumgang für jeden Einzelnen einen unerschütterlichen, weil unveränderlichen Beziehungspunkt dar, egal ob der Mensch etwas gerade eben, vor zehn Jahren oder vor fünfzig Jahren erlebt hat.

Für dieses eine Merkmal des existentiellen Eigenbezugs ist eine solche Sichtweise auch anwendbar, jedoch kann sie keineswegs auf die Persönlichkeit als Ganzes bezogen werden.

Der Blick eines sechzigjährigen Menschen auf seine Lebensabschnitte als er zehn Jahre und als er fünfzig Jahre alt war, belehrt ihn, daß er dabei zwei unterschiedliche Personen sieht. Der Fünfzigjährige hat gegenüber dem Zehnjährigen mehr Lebenserfahrung. Seine Entscheidungen und Handlungen sind von einer Vielzahl von Bedenken bestimmt. Demgemäß kann der Fünfzigjährige auch nicht mehr so unbefangen seinem Leben begegnen, wie er es als Zehnjähriger getan hat. Aber auch der Sechzigjährige wird Unterschiede zu seiner Person entdecken, als sie fünfzig Jahre alt war. Dann sind freilich die Verschiedenheiten nicht so gravierend, jedoch deutlich genug. Das einzige, was der sechzigjährige Mensch mit seiner Erinnerung an sich als zehn- und fünfzigjähriger gemeinsam hat, ist die immer wieder herstellbare geistige Beziehung seiner Einzelexistenz zu seinen persönlichen Erfahrungen. Der Inhalt des menschlichen Weltverhältnisses wandelt sich zwar ständig, aber die Beziehungsstruktur von Eigenexistenz und ihrer persönlichen Welterfassung ist stets dieselbe. Eine solche Gleichheit des logischen Gefüges bildet eben das formale Fundament einer sich

kontinuierlich durchhaltenden Person und macht Vergleiche der verschiedensten Geschehnisse, die diese Einzelperson erlebt, möglich.

Der sich lebenslang durchhaltende Selbstbezug wird gefördert durch die Art der Weltbegegnung, nämlich durch das gerade erwähnte Filtern des einwirkenden Geschehens, nach dem dann wenige bedeutsame Erkennungsmerkmale übrig bleiben, die in dieser eingegrenzten Anschauungsweise im weiteren Lebensfortgang als gleichbleibend erfahren werden, so daß sie in den folgenden Augenblicken als ein und dieselben Kennzeichen auffaßbar sind. Mit dieser Identifikation des fremd erscheinenden Äußeren geht gleichlaufend und gleichbedeutend die Selbsterkennung der eigenen Beständigkeit des Erlebenden, ebenfalls auf wenige Charakterzüge beschränkt, einher. Somit wird dem Erlebenden eine Wahrnehmungsbeziehung von sich gleichbleibendem Äußeren und mit sich identischem Erfahrenden.

Das Wiedererkennen der eigenen Person findet demgemäß allein im bereits erzeugten geistigen Verhältnis zwischen Mensch und Welt statt. Und die erste grundlegende Weltbegegnung ist die mit seinesgleichen, also mit anderen Menschen. Eine Identifikation trotz ständiger Veränderungen im Erscheinen von Geschehnissen gelingt dabei schon frühzeitig. Das Kleinkind lernt beispielsweise recht schnell den Stimmenklang eines bestimmten Menschen von anderen zu unterscheiden, obwohl der Klang beim Sprechenden je nach gegenwärtigem Zustand durchaus Schwankungen unterliegt. Auch hier werden einzelne Erkennungsmerkmale gesondert. Aber das findet nicht nur beim Hören einer Stimme statt, ebenso beim leiblichen Erscheinungsbild, oder auch beim spezifischen Situationsgebaren der Menschen, die das Kind ständig umgeben. Die weitgehend ununterbrochene Anwesenheit ist dafür unumgänglich, weil für das Kleinkind die ersten Wahrnehmungen nicht durch Vergleiche mit bereits Erlebtem entstehen, sondern sich bei ihm durch das ständige Gegenwärtigsein bilden. Die wahrgenommene Umgebung spiegelt dabei für das Kind das eigene Verhaltensvermögen wider, das sich unter anderem durch die Begegnung mit anderen Menschen, die ständig anwesend sind, also zum Beispiel Eltern und Geschwister, entwickelt. Diese vermitteln dem Kleinkind andere, jedoch nicht gänzlich fremde Reaktionen. Das Kind erlebt also zu seinem eigenen Verhalten ähnliche und dennoch mit diesem nicht identische Erwidierungen, wodurch eine Unterscheidung von sich gleichenden Wesen möglich wird.

In einer solchen Entwicklungsphase ist dementsprechend nicht ein „Ich“ der feststehende Bezugspunkt, sondern die für das Kind sich gleichbleibende Umgebung, wie die Eltern oder Geschwister, aber ebenso unveränderliche häusliche Gegebenheiten oder sich wiederholende Tagesabläufe. All das

zusammen sind die ersten Orientierungsstützen des Kindes, die einen Bezug zu Erlebendem entstehen lassen.

Der Mensch kann sich ausschließlich über die Wahrnehmung von etwas, das außerhalb von ihm liegt, erfahren. Er benötigt indes dazu die weitestgehende Entsprechung des Äußeren zu sich selbst, und das ist, wie bereits mehrfach erwähnt, zunächst in den Begegnungen mit den anderen Menschen zu erlangen. Das Erleben von Seinesgleichen als Andere ist eine Grundbedingung des Menschwerdens. Allein über nichtmenschliche Erscheinungen würde es nicht gelingen, - schon deswegen nicht, weil Bedeutungen für den Menschen nur durch geistige Übereinkünfte entstehen. Mindestens zwei menschliche Wesen müssen aufeinander reagieren und sich gegenseitig ihre Aktionen als etwas Vergleichbares bestätigen. Erst dabei gelingt die Übertragung auf nichtmenschliche Erscheinungen, und zwar am Anfang immer noch in der Weise, daß sie als menschliche Reaktionsweisen angesehen werden. Deswegen hat das Kind den Hang, das, was der Erwachsene als tote Gegenständlichkeit behandelt, mit lebendigen menschlichen Zügen auszustatten, weil Erlebnisse eigentlich nur dann zu Bedeutungen werden, wenn sie im Rahmen des Auffassungsvermögens des Erlebenden antworten, - in dem Sinne in menschlicher Weise erfahren werden. Und erst wenn sich einige solcher Antworten öfter gleichen, werden sie für den Erlebenden langsam zu feststehenden Gebilden, die sich dann zu Gegenständen verfestigen können, das heißt zum scheinbaren Stillstand im weiter sich bewegenden Erlebnisfluß gebracht werden. Diese stillgestellten Erscheinungen verbleiben aber in der Lebensbewegung. Deshalb muß sich das Festgestellte in jedem neuen bewußten Lebensaugenblick als solches bewähren. Der Mensch erfährt demnach die sich gleich bleibende Gegenständlichkeit in jedem Erlebensmoment stets aufs neue, mittels Vergleichen mit zu erinnernden Gegenständen.

Somit wird klar, daß die Welt des Menschen nicht aus Substantiellem oder Materiellem besteht, sondern in Bedeutungen entsteht, mit denen Substantielles oder Materielles erfahren wird. Wenn zum Beispiel das Kind im Spiel die Undurchdringlichkeit eines Körpers nicht nur im eintretenden Widerstand, sondern schon im Voraus akzeptiert, so ergibt sich das aus seinem Erleben, daß etwas genauso fest oder noch fester als der eigene Körper ist. Die Bedeutung aus einem solchen Erlebnis erwächst in der Sphäre des antwortenden Widerhalls des festen fremden Körpers bei der stattfindenden Begegnung mit dem eigenen. Sie findet zudem ihre Unterstützung bei den dieses Erleben bestätigenden Mitmenschen. Erst das alles zusammen läßt das menschlich Andere entstehen, - in unserem Beispiel die Erfahrung der Eigenschaft des nicht zu Durchdringenden.

Zweierlei geht aus den gerade gewonnenen Einsichten hervor. Zum einen existiert nichts Bedeutungsloses in der menschlichen Welt, es gibt also keine als Dinge, Geschehnisse, Räume oder Zeiten bestimmten Erscheinungen, die in dieser Weise außerhalb des menschlichen Lebens lägen. Dementsprechend ist zum zweiten das Andere des Erlebenden für ihn einzig und allein im menschlichen Sinne, also in geistigen Dimensionen erfahrbar. Deswegen ist die grundlegende menschliche Erfahrung die Begegnung der Menschen untereinander. Auf der Abstraktionsstufe von „Ich“, also den Menschen allein auf das existentielle Bezugsmoment reduziert, tritt dabei das „Du“ dem „Ich“ gegenüber, und zwar als das andere „Ich“. Das heißt, im „Du“ erfährt sich das „Ich“ als ein anderes seiner selbst. Genau genommen bilden sich beide „Ichs“ im sich anerkennenden Austauschverhältnis gleichursprünglich und so sich gegenseitig bedingend heraus. Da jedoch zwischen ihnen ein Unterschied besteht, wird das andere „Ich“ als „Du“ bezeichnet. Mit dieser sprachlichen Differenzierung steht dann nicht mehr der Vergleich von Gemeinsamkeiten im Blickpunkt, sondern es wird sich auf das Trennende innerhalb der Gemeinsamkeit konzentriert, so daß die Absetzungsbemühungen voneinander in den Vordergrund rücken und das bestehen bleibende Gemeinsame fast ganz aus dem Blick gerät.⁵

Ungeachtet dessen erhalten die sprachlichen Ausdrücke von „Ich“ und „Du“ mit „Wir“ ein beide vereinigendes Wort. Doch dieses anderslautende Wort hebt keineswegs das Beziehungsgeflecht der sich voneinander unterscheidenden Individualitäten hervor. Vornehmlich bedeutet „Wir“ das Gemeinschaftliche und wird in der menschlichen Welt durch die Gesellschaftsbildung konkretisiert. In ihr wird zumindest die minimale Übereinkunft deutlich, daß es sich bei allen Einzelgeschöpfen um Wesen von ihresgleichen handelt, oder, in der gerade verwendeten Begrifflichkeit ausgedrückt, um Wesen, die alle eine „Ich“-Bezüglichkeit besitzen.

Im umfänglichsten Sinne ist das Wort „Wir“ also auf alle Menschen bezogen. Es dient jedoch auch zur Unterscheidung bzw. Abgrenzung verschiedener Menschengruppen, sei es auf Grund der Rasse, der geographischen Herkunft, der Staatszugehörigkeit, des Glaubens oder einer Überzeugung, des Geschlechtes, des wirtschaftlichen Status' und vieles mehr.

⁵ Im übrigen ist die Entwicklung des Selbstbezuges über das ähnlich erscheinende Andere nicht nur auf die Gesamterscheinung Mensch beschränkt. Auch den tierischen Bestandteil des Menschen erfährt dieser über das Andere, das seinem annähernd zu gleichen scheint, und das ist nicht allein der Vergleich mit seinesgleichen, sondern ebenso der mit den Tieren. Das bedeutet, das, was der Mensch wissenschaftlich seine Biologie nennt, kommt ihm gegenständlich durch den sichtbaren menschlichen Körper und dessen Verhalten wie desgleichen durch die Körper und das Gebaren der Tiere entgegen. In solchen Bezugnahmen entdeckt er Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten.

Weshalb kann das Wort „Wir“ so flexibel angewendet werden? In erster Linie, weil es eine umfänglichere Verallgemeinerung ausdrückt, als es bei „Ich“ und „Du“, wenn sie für sich allein stehen, der Fall ist. Das „Wir“ als zusammengehöriges Gemeinschaftliches von Unterschiedenem wird in jedem Wahrnehmungsvorgang des Menschen, also innerhalb der Bewegung der Bedeutungserstellung zwischen Erlebendem und seinen Erlebnissen, vorausgesetzt. Das „Wir“ drückt dabei eine Einheit aus, in der jeder mögliche Austauschpartner stehen muß, will er Bedeutungen erhalten. Da sich Einheit und Mannigfaltigkeit - wie überhaupt jede Gegensätzlichkeit - gegenseitig erzeugen, richtet sich die inhaltliche Bestimmung des Gemeinschaftlichen bzw. ihre Einheitlichkeit nach den Inhaltsbedeutungen, die die Einzelmenschen in ihren Austausch miteinander einbringen. Demgemäß entsteht das „Wir“ als Gemeinsamkeit im wahrgenommenen Unterscheidungsverhältnis von „Ich“ und „Du“, also von vielen „Ichs“. Und gleichbedeutend hat das Auseinanderhalten von „Ich“ und „Du“, das heißt vieler einzelner „Ichs“, schon die Bedeutung von „Wir“ an sich. Trennendes kann nur auf Verbundenem beruhen, wie man umgekehrt von Verbundenheit allein bei zu Trennendem sprechen kann.

Wie das Gemeinschaftliche benannt wird, spielt für die Notwendigkeit der Zusammengehörigkeit von Gemeinschaft und ihren Einzelnen keine Rolle. Gleichwohl bestimmt die Bezeichnung der Gemeinschaft die Bedeutung der Einzelnen in ihr, genauso wie letzteres ersterem überhaupt eine Möglichkeit der Benennung gibt. Beim Gemeinschaftsbegriff „Geschlechter“ kann sich die Verschiedenheit der Einzelnen beispielsweise in einem Geschlechtsverhältnis von männlich und weiblich darstellen, oder in der Gesellschaftsdefinition „Werktätige“ gibt es die Einzelunterscheidungen von Geschäftsführer, Angestellter und Arbeiter. Unzählige Einteilungen derartiger Gemeinschaftsverhältnisse sind möglich, auch Vermischungen zwischen dieser Vielzahl, sie ändern jedoch nichts an der logischen Struktur der gegenseitigen Bestimmtheit und des wechselseitigen Bedingtseins dieser Unterscheidungen.